

Wie der vorige Sonntag, so ist auch der heutige ganz auf das Kommen des Herrn am Ende dieser Weltzeit ausgerichtet. In seinem Mittelpunkt steht das Evangelium von den Talenten (Mt 25, 14–30). In Parallele dazu wurde als *alttestamentliche Lesung* die Perikope über die „tüchtige Frau“ (Spr 31, 10–31, in Auszügen) ausgewählt. Mit der Betrachtung ihres Gehaltes wollen wir ansetzen, um von da aus zur neutestamentlichen Botschaft fortzuschreiten.

Die ideale israelitische Frau, wie sie hier geschildert wird, weist sicherlich eine ganze Reihe hoher menschlicher Qualitäten auf: Treue, Beständigkeit, Zuverlässigkeit; Strebsamkeit, Fleiß; Fürsorge für ihren Mann, ihre Kinder und die Angestellten des Hauses (Vers 21, den die Lesung ausläßt: „Ihr bangt nicht für ihr Haus vor dem Schnee, denn ihr ganzes Haus hat wollene Kleider“); Fürsorge und Wohltätigkeit auch gegenüber den Armen und Bedürftigen.

Als gute Folgen einer solchen Haltung werden verzeichnet: irdischer Gewinn für sie und ihren Mann; Ansehen in der Gesellschaft („ihre Werke sollen sie loben im Stadttor“, d. h. dort, wo sich die Bürgerschaft oder der Stadtrat zu Aussprachen, Debatten und Sitzungen versammelt). Und endlich: die partnerschaftliche Beziehung zwischen ihr und ihrem Mann wird gut sein, denn sein Herz kann auf sie vertrauen. Gewiß ist dies alles – in einer Kultur, in der die gesamte Literatur ausschließlich Männersache war – sehr vom Gesichtspunkt des Mannes und seines Wohlergehens her gesehen. Dennoch ist die Frau, wie sie hier gezeichnet wird, keineswegs eine bessere Dienstmagd, die nur zu arbeiten und zu kuschen hätte oder sich leicht von ihrem Mann unterbuttern ließe; vielmehr erscheint sie als „tüchtig“ auch in ihrer Partnerfunktion gegenüber ihrem Mann und in ihrer Stellung als Hausherrin.

Ursache all dieses Segens und Wohlergehens ist die Tatsache, daß die Frau „Gott fürchtet“ und ihr Leben nach ihm und der von ihm geschenkten Weisheit ausrichtet.

Der *Antwortpsalm* (128 [127], 1–5) greift dieses Idealbild auf und verstärkt es noch. Hier wird alles vom Gesichtspunkt des Mannes aus gesehen. Grund und Quelle des Segens ist es hier, daß *er* „den Herrn fürchtet und ehrt“. Daraus fließen: materielles Wohlergehen, Fruchtbarkeit der Frau, Freude an den Kindern.

Was die Verwendung dieses Psalmes im Gottesdienst betrifft, ist eine gewisse Umsicht geboten. An den meisten Tagen sollte man sich bemühen, den vom Lektionar vorgesehenen Psalm wirklich auch vortragen zu lassen. Ein Grund, ihn durch ein wertvolles und nach Inhalt und Melodie sorgfältig ausgewähltes Lied zu ersetzen, kann dadurch gegeben sein, daß an Festtagen oder in Festzeiten niemand zur Verfügung steht, der den Antwortpsalm in überzeugender Weise vorsingen und die Gemeinde zum Singen des Kehrverses anleiten könnte. Ein anderer Grund kann darin bestehen, daß die vom



Psalm gebrauchte Sprache für Menschen unserer Zeit allzu befremdlich erscheint und keine Möglichkeit geboten ist, die Relativität der literarischen Einkleidung aufzuzeigen, um zur zeitlos gültigen Aussage im Gesamtzusammenhang der Heilsgeschichte vorzudringen. Dies dürfte hinsichtlich des heutigen Psalms in zahlreichen Gemeinden der Fall sein.

Befremdlich ist für uns mit Recht die bereits erwähnte Betrachtung der Dinge ausschließlich vom Gesichtspunkt des Mannes her; ebenso die Einbindung der Frau in das Haus, das auch noch einseitig als Eigentum des Mannes verstanden wird (sie ist „*drinnen in deinem Haus*“!) und die Bewertung der Frau ausschließlich vom Gesichtspunkt der Fruchtbarkeit her. Und schließlich: welche Frau unserer Zeit wird sich spontan wohlfühlen, wenn sie mit einem Weinstock verglichen wird, oder welche Jugendliche werden es nicht mit gemischten Gefühlen aufnehmen, wenn sie als „junge Ölbäume“ um den Tisch ihres Vaters herum erscheinen?

Daraus ergibt sich, daß man einen solchen Psalm einer Gemeinde nur nach ausgiebiger Vorbesprechung in Liturgie- oder Predigtkreis zumuten sollte, falls folgende Voraussetzungen erfüllt zu sein scheinen: a) daß die Gemeinde insgesamt Humor hat und einen weiten geistig-kulturellen Horizont mitbringt, so daß sie Fremdes und Befremdliches zu verarbeiten imstande ist; b) daß gleichzeitig in der Verkündigung aufgezeigt wird, wie sehr die Heilige Schrift selbst, von Christus als ihrer Mitte her verstanden, Aussagen wie die genannten als relativ und vorläufig erscheinen läßt. Letzteres soll nun näher ausgeführt werden.

Die Evangelien erzählen wiederholt, daß Jesus Umgang mit Frauen hatte (z. B. Lk 8,2f.), wenn nötig auch entgegen allen gesellschaftlichen Rücksichten und Konventionen (Lk 7, 36–40; Joh 4, 9.27), sie „liebte“ (Joh 11,5) und von ihnen „geliebt“ wurde (Lk 7, 47), sie schätzte (Mk 12, 41–44 par.) und gegen Angriffe in Schutz nahm (Lk 7, 40–47; Mt 25, 6–13 parr.). Kein einziges Mal nennt er als Grund seiner positiven Bewertung einer Frau einen der traditionellen Werte: Fruchtbarkeit im Gebären von Kindern oder Dienstleistungen gegenüber ihrem Mann (im Gegenteil: Johanna, die Frau des Beamten Chuza zieht unabhängig von ihrem Mann mit der Jesus-Gruppe umher: Lk 8, 3); und was die Eingrenzung der Frau auf Küche und Haushalt betrifft, gibt Jesus ausdrücklich zu verstehen, daß er es lieber sieht, wenn seine weiblichen Bekannten sich mit ihm intensiv unterhalten, als daß sie in den genannten Bereichen eine übertriebene Geschäftigkeit entfalten (Lk 10,41).

Damit soll nicht gesagt sein, daß das Gebären und Erziehen von Kindern ebenso wie die Hausarbeit wertlos wären und vernachlässigt werden dürften. Aber Jesus zeigt, daß die Berufung der Frau *darüber hinausgeht*; daß er sie *um ihrer selbst willen* schätzt und liebt, und nicht um der Dienste willen, die sie dem Mann, ihren Kindern und damit der Gesellschaft leistet. Er spricht



sie, genau wie den Mann, ganz persönlich an, verkündet ihr das Reich Gottes und verlangt von ihr eine Antwort, die nur sie allein in freier Entscheidung geben kann. Texte des Alten Testaments, wie die beiden erwähnten, die dies zum Teil noch anders sehen, stellten Etappen auf dem Weg zu Christus dar und sollen, wenn sie in unseren Gemeinden vorgetragen werden, uns helfen, die Umwälzung zu ermessen, die er gebracht hat, und den Weg, den wir durch ihn zurückgelegt haben – oder noch erst zurücklegen sollen. Denn nicht alle, die sich Christen nennen, halten sich in ihrer Einstellung der Frau gegenüber auf der Höhe dessen, was er uns gelehrt und vorgelebt hat.

In einem *anderen* Punkt hat das *Alte Testament selbst* an anderen Stellen bereits ansatzweise die erforderliche Korrektur gebracht. Die beiden zitierten Texte des heutigen Meßformulars spiegeln die erste Etappe des jüdischen Denkens hinsichtlich der *göttlichen Vergeltung* wider, bei der diese im *irdischen Leben* erwartet wird: dem Gerechten, Weisen und Gottesfürchtigen ergeht es gut, dem Nichtsnutz und Bösewicht schlecht. Spätestens seit dem Babylonischen Exil (586–538) kam diese Auffassung bei vielen Israeliten fortschreitend ins Wanken: die Bücher Ijob und Kohelet spiegeln etwas von der Krise wider, in die manche von ihnen dadurch hineingeraten sind, bis sich mit den Spätschriften des Alten Testaments, insbesondere dem Buch Daniel und dem der Weisheit eine neue Lösung durchsetzte, die vom Neuen Testament bestätigt wurde: die wahre Vergeltung geschieht jenseits des Todes.

Daß es in diesem Leben dem Gerechten nicht immer gut und dem Bösewicht nicht immer schlecht ergeht, ist eine alltägliche Erfahrung. Sobald die Menschen etwas kritischer und realistischer wurden, mußten sie dies erkennen. Da die gläubigen Israeliten dennoch mit Recht an der grundlegenden Aussage festhielten, daß Gott das Gute belohnt und das Böse bestraft, mußten sie nunmehr die Form, in der diese Vergeltung geschildert wird, auf eine neue Weise verstehen: unter dem Bild irdischen Glückes und Unglücks wird eine *viel weitreichendere jenseitige Vergeltung* angekündigt – obwohl die jeweils angeführten irdischen Folgen der guten und bösen Taten durchaus auch eintreten *können* und dann, als Ankündigung und anfanghafte Verwirklichung, mit zur göttlichen Belohnung oder Bestrafung hinzugehören. Diese aber sind, solange wir in der gegenwärtigen Welt leben, noch nicht endgültig, sondern stellen sich für uns immer wieder neu als Aufruf zur Bekehrung oder zum Fortschritt im Guten dar. Genauso müssen wir als Christen Texte wie die Lesung und den Antwortpsalm der heutigen Messe verstehen.

Allein ein vergleichender Blick auf die beiden anderen Lesungen des heutigen Formulars genügt um festzustellen, wie sehr für das Neue Testament die Vergeltung im Jenseits liegt. Genau wie in der alttestamentlichen Lesung handelt es sich im *Evangelium* um einen Menschen, der *tüchtig und strebsam* ist. Aber während dies im ersten Fall materiellen Wohlstand, Familienglück und gesellschaftliche Achtung zur Folge hat, wird im zweiten dem strebsa-



men Angestellten in Aussicht gestellt, daß er Anerkennung findet und zur Teilnahme am ewigen Festmahl berufen wird, *wenn Jesus wiederkommt*.

Befassen wir uns nunmehr im einzelnen mit der Deutung dieses Gleichnisses.

Der Mann, der auf Reisen geht und erst nach langer Zeit zurückkehrt, kann niemand anders sein als Jesus selbst. Daß er die „Taleute“, d. h. die natürlichen Veranlagungen und Wirkmöglichkeiten ebenso wie die Gaben des Hl. Geistes verschieden verteilt, ist nicht Ergebnis eines blinden Schicksals, sondern seines wohlüberlegten Willensentschlusses. So wie der Mann der Parabel die Geldsummen verteilt entsprechend den Fähigkeiten, die er bei den einzelnen Angestellten als gegeben feststellt, so verteilt Jesus die Fähigkeiten selbst nach den Plänen seiner Weisheit und Liebe und dementsprechend dann die Berufungen zum Wirken entsprechend den Fähigkeiten der einzelnen.

Dies ist einerseits sehr tröstlich: Wir brauchen nur Rechenschaft zu geben über den Gebrauch der Fähigkeiten, die wir tatsächlich hatten, und die Nutzung der Möglichkeiten, die uns wirklich zu Gebote standen. Nicht jeder braucht darum etwa so viele Bekehrungen zu bewirken wie Paulus oder Franz Xaver; nicht jeder Frau muß alles so gut gelingen wie jener idealen Gestalt, von der die heutige erste Lesung spricht. Damit scheint ein weiterer Unterschied zwischen jener alttestamentlichen Perikope und der neutestamentlichen Botschaft auf. Das alttestamentliche Weisheitsideal preist jene selig, die sowohl gottesfürchtig als auch menschlich gesehen „klug“ und „tüchtig“ sind, denn es meint ja noch – naiverweise –, daß beides immer Hand in Hand geht. Das Neue Testament ist demgegenüber realistischer und ebendadurch auch menschlicher. Es weiß um die menschliche Schwachheit und um das Geheimnis, daß in ihr die göttliche Gnade ihre Kraft erweist (1 Kor 12,9). Welcher Trost für jene Frauen zum Beispiel, die sich ähnlich der in der Lesung geschilderten *Mühe geben* und es dennoch ihrem Mann oder ihren Kindern nie recht machen und die erleben, daß das Herz ihres Mannes ganz woanders als vertrauend bei ihnen ist – wobei natürlich das Umgekehrte ebensogut der Fall sein kann. Das Gleichnis des Evangeliums sagt uns, daß wir nur Rechenschaft zu geben haben über unsern Willen, unser Bestreben und die Verwirklichungen, die mit Gottes Gnade in unserem Vermögen lagen: der zweite Angestellte wird mit seinen zwei Talenten Gewinn ebenso gelobt wie der erste, der mit einem größeren Anfangskapital entsprechend mehr erarbeitet hatte.

Eines folgt daraus: daß Christen niemals zu betont danach streben sollten, den Bereich ihrer Verantwortung zu vergrößern. Welche Verwegenheit im Hinblick auf Gottes Gericht bedeutete es etwa, wenn Bischöfe oder Pfarrer sich früher mitunter um die Grenzen ihrer Diözesen oder Pfarreien im Sinn einer Erweiterung stritten. Sollte man sich nicht eher erleichtert spüren, wenn man sich sagen kann: Diese oder jene Straße gehört nicht mehr zu meiner Pfarrei – wo doch die allermeisten Seelsorger ohnehin der Aufgabe kaum ge-



recht werden können, die unumstritten zu ihrem Bereich gehörenden Katholiken in ihrer Amtszeit wenigstens einmal zu besuchen und die Verkündigung des Glaubens an alle auf ihrem Territorium wohnenden Nichtchristen heranzutragen oder heranzutragen zu lassen. Dieselbe Überlegung sollte auch im profanen Bereich Christen davon abhalten, sich in aufdringlicher Weise oder gar mit unlauteren Mitteln vorzudrängen, um höhere Verantwortung in Staat und Gesellschaft zu tragen.

Andererseits sagt das Gleichnis uns klar: Es geht im Leben nicht bloß um ängstliche Bewahrung des von Anfang an Gegebenen – also etwa der Taufgnade durch bloßes Vermeiden von schwer sündhaften Taten –, sondern um Steigerung der Liebe und damit des göttlichen Lebens in uns. Unterlassung des Guten, insbesondere der Hilfeleistung gegenüber Notleidenden (vgl. das Evangelium vom kommenden Sonntag, Mt 25, 31–46), kann auf die Dauer sehr wohl zur schweren Sünde werden, die vom Reich Gottes ausschließt und darum notwendiger Gegenstand des Bekenntnisses im Bußsakrament ist.

Von hier aus wird auch deutlich, wie verkehrt jene Einstellung war, die sich in manchen früheren Erstkommunionpredigten äußerte: „Kinder, nie wieder werdet ihr Gott so gut gefallen wie heute“; „Macht, daß ihr immer etwas von dem bewahrt, was ihr heute im Herzen tragt“, oder ähnlich! Jesus hat vor allem eine Botschaft für Erwachsene verkündigt und keine Kindheitsnostalgie empfohlen. Daß Kinder im Erstkommunionsalter noch wenig gesündigt haben, rührt von einem Mangel an Gelegenheit her. Eine solche Freiheit von Sünden meint das Evangelium von der Erlösung und vom Gericht nicht. Es geht im christlichen Leben nicht darum, etwas von der Gnade zu bewahren, die man in der Kindheit empfangen hat – das ist genau die Haltung des dritten Angestellten, der verworfen wird –, sondern darum, das ganze Leben hindurch fortzuschreiten und, sofern nötig, auch mittels Bekenntnis und Bußleistung, einen weitaus höheren Grad an Liebe zu Gott und den Menschen zu erreichen, als er im Erstkommunionsalter gegeben und möglich war. Ist uns aber durch dieses Gleichnis eine Verpflichtung zu ständigem Fortschreiten im Leben mit Gott aufgetragen, dann müßten private Gewissenserforschung, gemeinsame Bußfeier und Feier des Bußsakramentes von Zeit zu Zeit immer wieder auch die Frage beinhalten, ob wir nicht stehengeblieben sind, sondern durch alle – auch moralische – Schwachheit hindurch aufs Ganze gesehen in letzter Zeit doch etwas mehr für Gott und den Nächsten getan haben als früher.

Besonders hart erscheint im Gleichnis das Wort des richtenden Herrn: „Darum nehmt ihm das Talent weg und gebt es dem, der die zehn Talente hat! Denn wer hat, dem wird man geben, und er wird im Überfluß haben. Wer aber nicht hat, dem wird auch das, was er hat, genommen werden.“ Seine Deutung ist nicht einfach und kann nicht mit Sicherheit, sondern nur versuchsweise und tastend vorgetragen werden.



Für die Übertragung des einen Talenten an den, der bereits zehn hat, läßt sich kein entsprechender Sinn in der vom Gleichnis gemeinten Wirklichkeit ausmachen. Vielleicht gehört diese Einzelheit zu jenen Ausschmückungen des Bildes, denen keine besondere Bedeutung zukommt. Die daraus abgeleitete Regel dagegen (in der nur noch gesagt wird, daß die Geretteten *mehr* bekommen, als sie zum Gericht mitbringen, *nicht* aber, daß das, was sie hinzubekommen, *den Verdammten abgenommen* wird) läßt sich sehr wohl vom Leben der Gnade und vom jenseitigen Gericht verstehen: Denen, die in der Gnade Gottes sterben (oder einer Reihe von ihnen) wird – das muß man diesem Text wohl entnehmen – von Gott noch Gnade und Seligkeit über das von ihnen bereits mitgebrachte Maß hinaus geschenkt. Die ohne die Gnade Sterbenden dagegen verlieren auch das, was sie bis dahin an Positivem hatten, aber bis zum Ende nicht als Anstoß zu Umkehr und Buße genutzt haben: etwa, daß sie Verwandte hatten, die sehr christlich waren (wie viele abständige Christen bei Hausbesuchen hervorheben) oder selbst in der Jugend viel vom Christentum mitbekommen und praktiziert haben; oder auch ihr ganzes Leben hindurch einiges Gute getan oder gar sich zu Jesus bekannt und in seinem Namen gewirkt haben (vgl. Mt 7, 22f. par.: „... sind wir nicht in deinem Namen als Propheten aufgetreten und haben wir nicht in deinem Namen Dämonen ausgetrieben und viele Wunder vollbracht? Dann werde ich ihnen antworten: Ich kenne euch nicht. Weg von mir ...“).

Daß auch mit diesem Gleichnis – genau wie mit dem vom vorhergehenden Sonntag und vielen anderen Stellen des Neuen Testaments, allen voran auch der am folgenden Sonntag zu verlesenden Gerichtsrede – die endgültige und unwiderrufliche Scheidung der Menschen in Gerettete und Verdammte gelehrt wird, dürfte so sehr auf der Hand liegen, daß man mit Blindheit geschlagen sein muß, um es nicht zu sehen.

Aber genau wie am vorigen Sonntag bringt auch heute die *neutestamentliche Lesung* (1 Thess 5,1–6) die richtige Akzentsetzung hinsichtlich unserer Haltung gegenüber dem Kommen des Herrn und seinem Gericht. „Verderben“ und „Wehen ohne Entrinnen“ bedeutet jener Tag nur für die, die sich für immer in dieser Welt einrichten, ihren Horizont auf sie einengen und dann sagen: „Friede und Sicherheit“. Wenn wir entschieden anders leben, nicht schlafen, sondern wach und nüchtern auf den Herrn warten, dann sind wir „Söhne des Lichts“, das hereinbricht, und „Söhne des Tages“; jenes Tages, der uns nach der gegenwärtigen Nacht aufgehen wird. Wenn wir entschieden als Christen leben, sind wir nicht im Finstern, und dann kann uns der Gerichtstag des Herrn „nicht wie ein Dieb überraschen“, vielmehr dürfen wir ihm mit Freude und Zuversicht entgegensetzen. Im Gebet erfahren wir die Ankündigung seines Kommens dann als eine Verheißung des Trostes und der Erlösung: „Ich sinne Gedanken des Friedens und nicht des Unheils ... ich werde euch aus der Gefangenschaft von allen Orten zusammenführen“ (vgl.



Jer. 29,11.12.14). Und wir beten, Gott möge uns frei machen, indem er uns hilft, uns seinem Willen zu unterwerfen; er möge uns die vollkommene Freude in seinem Dienst schenken (Tagesgebet) und uns durch diesen Dienst und die Gabe, die wir darbringen – Jesus, in seiner Opferhingabe, und unser Leben in Vereinigung mit ihm –, zur ewigen Gemeinschaft mit sich führen (Gabengebet).

---

Selig die Seele, die bei Tag und Nacht keine andere Sorge beschäftigt, als die, wie sie an jenem großem Tag, da die ganze Schöpfung den Richter umstehen wird, um von ihren Handlungen Rechenschaft abzulegen, für ihren Wandel ruhig Rede und Antwort stehen könne. Wer jenen Tag und jene Stunde vor Augen hat und immer an seine Verteidigung vor dem unbestechlichen Richterstuhl denkt, ein solcher wird überhaupt nicht oder nur sehr unbedeutend sündigen; denn zum Sündigen kommt es bei uns aus Mangel an Gottesfurcht. Die aber eine recht lebendige Furcht vor der Drohung beseelt, solchen wird die ihnen innewohnende Furcht keine Zeit lassen, auf ungewollte Handlungen oder Begierden zu verfallen. Denke also an Gott, behalte die Furcht vor ihm in deinem Herzen und ziehe alle zur Teilnahme am Gebet herbei! Denn groß ist auch die Hilfe derer, die Gott besänftigen können. Unterlaß das nicht zu tun! Das Gebet wird ja ein guter Helfer sein, nicht nur solange wir in diesem Fleische leben, sondern auch wenn wir von hinnen scheiden, eine ausreichende Wegzehrung fürs künftige Leben.

Aus: Basilius der Große, Brief an eine Witwe 174

---